

JAMIE BRENNER

Unser  
Sommer in  
Cape Cod

ROMAN



GOLDMANN

### *Buch*

Ruth Cooperman will in Provincetown auf der Halbinsel Cape Cod ein neues Leben anfangen und hat für die Sommermonate ein wunderschönes Strandhaus gemietet. Für die achtundfünfzigjährige Ruth, die seit vielen Jahren geschieden ist, stand die Karriere immer an erster Stelle. Nun aber hat sie ihre erfolgreiche Kosmetikfirma verkauft und sich zur Ruhe gesetzt. Doch aus den ruhigen Tagen am Meer mit ausgedehnten Strandspaziergängen wird nichts, denn an ihrem ersten Morgen in Provincetown findet Ruth ein Baby auf der Türschwelle. Und bald bringt die kleine Mira nicht nur Ruths Leben gehörig durcheinander, sondern stellt die ganze Kleinstadt auf den Kopf. Bis am Ende eines turbulenten Sommers nichts mehr ist, wie es war ...

### *Autorin*

Jamie Brenner entdeckte schon als Kind ihre Liebe zu Büchern. Später studierte sie Literaturwissenschaften und ging nach New York, um in der Verlagsbranche zu arbeiten. Heute ist sie selbst Autorin und kann sich keinen schöneren Beruf vorstellen. Jamie Brenner lebt mit ihrer Familie in New York.

Jamie Brenner

---

Unser Sommer in Cape Cod

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch  
von Sylvia Strasser

GOLDMANN

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2020  
unter dem Titel »Summer Longing« bei Little, Brown and Company, Hachette Book Group, New York.

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt und enthält technische Sicherungsmaßnahmen gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung sowie die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche Sanktionen nach sich ziehen.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Deutsche Erstveröffentlichung Juni 2022  
Copyright © 2019 der Originalausgabe by Jamie Brenner  
All rights reserved.

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2022 by Wilhelm Goldmann Verlag, München, in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH, Neumarkter Str. 28, 81673 München  
Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: FinePic<sup>®</sup>, München

Redaktion: Regina Carstensen

An · Herstellung: ik

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

ISBN: 978-3-641-24736-2

V002

[www.goldmann-verlag.de](http://www.goldmann-verlag.de)



*Für meine Freunde in Provincetown.  
Danke für eure Gastfreundschaft  
und die großzügigen Einblicke in euer Leben.*

## Kapitel eins

Sie hatte seit dreißig Jahren keinen Sommerurlaub mehr gemacht. Genau genommen konnte man eine Reise jedoch nicht als Urlaub bezeichnen, wenn man nicht die Absicht hatte, nach Hause zurückzukehren. Aber wie auch immer – sie würde nie wieder an Besprechungen teilnehmen, Termine wahrnehmen oder Pannen beheben müssen. Sie war frei.

Sie war aber auch nervös. Die Überfahrt auf der Fähre von Boston nach Cape Cod war rauer als erwartet. Eigentlich hatte sie die eineinhalb Stunden an Deck an der frischen Luft verbringen wollen, aber dann hatte sie es nur fünf Minuten ausgehalten: Die Sonne brannte, der Fahrtwind war beachtlich, und sie war es schlicht nicht gewohnt, mit dem Schiff zu reisen. Während ihrer Suche nach einem Ferienhaus für den Sommer war sie monatelang mit dem Auto zwischen Philadelphia und Provincetown gependelt. Doch jetzt, wo sie alles zusammengepackt und in die Stadt hatte transportieren oder einlagern lassen, brauchte sie das Auto nicht mehr. Sie wollte nach Cape Cod fahren, wie die Einheimischen es taten: per Schiff.

Sie hatte nur einige wenige Freunde in ihren Entschluss eingeweiht, ihre Firma und ihr Haus zu verkaufen und sich in Provincetown zur Ruhe zu setzen. »Gibt es nicht einen Strand in der Nähe?«, hatten die einen gefragt, und die anderen hatten erwidert: »Denk doch nur an die Winter!«, worauf sie gekontert hatte: »Denkt doch nur an die *Sommer!*« Und wieso fühlte sie sich überhaupt genötigt, sich zu rechtfertigen?

Die Fähre würde bald in Cape Cod anlegen. Ruth erkannte es daran, dass die Schlange an der Snackbar sich auflöste, Laptops zugeklappt und Gepäckstücke aus den Metallgestellen gezogen wurden. Sie warf einen Blick auf die Uhr. In weniger als einer Stunde würde sie ihr absolut perfektes Strandhaus betreten. Der Beginn ihres neuen Lebens.

Sie klappte den Roman zu, den sie gelesen hatte, und schaute aus dem Fenster des Fahrgastrams, über das sich Spritzwasserschlüter zogen. Das Pilgrim Monument, ein gut siebenundsiebzig Meter hoher Turm mitten in Provincetown, kam in Sicht. Ruth wurde fast ein bisschen schwindlig bei

dem Anblick, sie war aufgereggt wie ein Teenager. Ihren Freunden konnte sie die Gefühle, die sie in Provincetown überfielen, nur schwer vermitteln. Das hatte nichts mit der geografischen Lage der Stadt oder mit dem Wetter oder mit Logik zu tun. Es war, wie wenn man sich verliebte.

Neben ihr war ein Pärchen damit beschäftigt, ein Kleinkind in seinen Buggy zu packen. Das Baby quengelte und greinte und strampelte. Die Eltern holten Rasseln und Schnuller hervor, um es zu beruhigen, aber nichts half. Ruth war ja so froh, dass dieser pflegeintensive Lebensabschnitt hinter ihr lag.

Sie blickte nach vorn und erkannte die Umrisse der kleinen Läden auf dem MacMillan Wharf und in der Ferne den Turm der Center Methodist Church, in der die Stadtbücherei untergebracht war. Kormorane, genauer gesagt Ohrenscharben, hockten in Reih und Glied auf der langen Mole rechts von ihr und hatten ihre Flügel ausgebreitet, damit sie trockneten. Ja, inzwischen wusste sie, wie die schwarzen Vögel hießen. Bei jedem ihrer Besuche lernte sie etwas dazu. Provincetown zeigte sich Fremden gegenüber nicht abweisend wie so manche Kleinstadt, sondern einladend: Seine Schönheit breitete sich vor dem Besucher aus wie ein Strandtuch, das in der Sonne ausgeschüttelt wurde.

Wie viele Sommer war sie zu beschäftigt gewesen, als dass sie das herrliche Wetter hätte genießen können? Sie hatte endlose Wochenenden in fensterlosen Räumen damit zugebracht, Produkte zu testen oder falsch verpackte Ware umzupacken oder Kalkulationsbögen auszufüllen. Jahrzehntelang war sie im August genauso blass gewesen wie im Februar. Damit war nun Schluss.

Das Kleinkind neben ihr fing an zu schreien. Okay, Zeit, an Deck zu gehen.

Ruth griff nach ihrem Koffer und stieg die Treppe hinauf, wobei sie sich mit der freien Hand an dem nassen, schlüpfrigen Handlauf festhielt. Draußen wehte ihr der Wind einen feinen Sprühnebel ins Gesicht. Sie zuckte unwillkürlich zurück und schnappte nach Luft, aber die frische Seeluft in ihrer Lunge verlieh ihr einen regelrechten Adrenalinschub. Sie lehnte sich über die Reling und ließ ihren Blick über die Segelboote, den Betrieb im Hafen und den Pier gleiten, auf dem sich bereits Kunsthändler eingefunden hatten und Urlauber für Whalewatching-Touren anstanden. Zu ihrer Linken konnte sie das Bootshaus mit seinen gut dreieinhalb Meter

großen Schwarz-Weiß-Fotos von einheimischen portugiesischen Seniorinnen sehen. Früher war die Stadt hauptsächlich von portugiesischen Fischern bewohnt gewesen.

Der Motor erstarb, als die Fähre anlegte. Menschen strömten herbei; einige winkten Freunden oder Angehörigen zu, die mit der Fähre gekommen waren.

Ruth war am Ziel angelangt.

Den Rollkoffer hinter sich herziehend folgte sie ihren Mitreisenden den metallenen Landungssteg zum Kai hinunter. Während die anderen mit herzlichen Umarmungen und aufgeregten Rufen begrüßt wurden, wandte sich Ruth nach links und machte sich allein auf den Weg zur Commercial Street.

Ihr Rollkoffer holperte über die Holzplanken des Gehwegs, als sie in gleichmäßigem Tempo an den kleinen Häusern mit Kunstgewerbeläden und Anbietern von Walbeobachtungstouren und Schiffsausflügen bei Nacht vorbeiging. Ein Verkehrspolizist regelte den Verkehr Richtung Westen. Am Straßenrand stand ein Taxi, und Ruth schlüpfte auf die Rückbank.

Der Fahrer bog nach links in die Commercial ein, eine Einbahnstraße. Ihr Haus befand sich in der dem East End entgegengesetzten Richtung. Er würde irgendwo abbiegen und über die Bradford zurückfahren müssen, aber der Umweg machte ihr nichts aus. Sie ließ das Fenster herunter und schaute hinaus. Rechts von ihr Cabot's Candy, auf der anderen Straßenseite der originelle Laden Marine Specialties, daneben die Post, ein imposanter roter Backsteinbau. Mit jedem Besuch wurde ihr der Anblick ein bisschen vertrauter.

Bloß dass sie keine Besucherin mehr war, sondern seit heute ganz offiziell zu den Einwohnern von Provincetown zählte. Sie hatte gehofft, sofort dauerhaft eine neue Bleibe zu finden, um ihrem alten Leben in Philadelphia endgültig den Rücken zukehren zu können. Aber auf der nur drei Meilen langen und zwei Straßen breiten Halbinsel ein zum Verkauf stehendes Haus zu entdecken, hatte sich als äußerst schwierig erwiesen.

»Haben Sie Geduld und mieten erst einmal etwas«, hatte Clifford Henry, der Immobilienmakler, geraten.

Geduld zählte nicht zu Ruths Stärken. Mit ihren achtundfünfzig Jahren preschte sie nach wie vor ungestüm drauflos. So war sie sämtlichen Herausforderungen des Lebens entgegengetreten, und meistens hatte sich

diese Taktik bewährt. Provincetown allerdings zwang sie zu einer langsameren Gangart. Sie würde den Sommer über in dem gemieteten Ferienhaus leben und sich unterdessen weiter nach einem endgültigen Zuhause umsehen.

Obwohl sie sich nicht vorstellen konnte, etwas so Perfektes wie Shell Haven zu finden.

Das dreigeschossige, mit weißen Schindeln verkleidete Haus im georgianischen Stil war ein echter Hingucker. Eine Veranda führte ringsherum, das Dach mit dem Giebeldreieck hatte einen »Witwengang«, und auf dem Rasen blühten üppige blaue und weiße Hortensien. Die Küche besaß einen wunderschönen eingebauten Geschirrschrank, und vom Hauptschlafzimmer aus hatte man einen herrlichen Blick auf die Bucht. Für Ruth war es Liebe auf den ersten Blick gewesen.

»Ich nehme es«, hatte sie bei ihrer allerersten Besichtigung zu Clifford Henry gesagt. »Und damit das klar ist: Genau so ein Haus suche ich zum Kauf.«

»Da sind Sie nicht die Einzige, meine Liebe«, hatte er erwidert.

Der Taxifahrer bog von der Bradford nach rechts in die schmale Bangs Street ein und fuhr zurück auf die Commercial. Ein aufgeregtes Kribbeln erfasste sie. Eine Querstraße noch, und dann, auf der rechten Seite, konnte sie ihr Traumhaus schon sehen.

Sie bezahlte den Taxifahrer, stieg aus und blieb einen Moment auf dem Bürgersteig stehen. Als sie ihre Handtasche umgehängt und die Hand fest um den Griff ihres Koffers geschlossen hatte, schritt sie über den von blauen Hortensien eingefassten roten Ziegelsteinweg zur Veranda. *Gleich zu Hause*, dachte sie.

Eine der Eigentümerinnen, Fern Douglas, hatte ihr mitgeteilt, sie werde die Hausschlüssel im Briefkasten hinterlegen. Ruth fand das merkwürdig, vor allem aus Sicherheitsgründen, aber dann war ihr bewusst geworden, dass sie sich den hiesigen Gepflogenheiten würde anpassen müssen. Was machte es für einen Sinn, in einen Ort wie Provincetown zu ziehen, wenn sie nicht imstande war, sich zu entspannen?

Der schmale, schwarze Metallbriefkasten war seitlich am Haus angebracht. Ruth stellte ihre Tasche auf eine Bank und griff in den Briefkasten. Nichts.

Sie bückte sich und spähte hinein. Keine Schlüssel.

*Soll das ein Witz sein?* Erschöpfung überkam sie. Sie ging mit schweren Schritten zur Haustür. Vielleicht war sie ja gar nicht abgeschlossen. Doch.

Ruth drückte auf den Klingelknopf. Hatte sie da etwas verwechselt? Nein, natürlich nicht. Sie hatten vereinbart, dass sie heute, und zwar genau um diese Uhrzeit, einziehen würde. Sie kramte ihr Handy aus ihrer Handtasche und wählte die Nummer von Fern Douglas. Der Anruf wurde auf die Mailbox umgeleitet.

Wie unprofessionell war das denn?

Nach kurzem Zögern klopfte sie kräftig an den Türrahmen. Die Tür hinter dem Fliegengitter wurde einen Spalt geöffnet. Aber nicht von Fern Douglas. Die Frau, vielleicht Ende dreißig, mit grünen Augen und knapp schulterlangen rotblonden Haaren, musterte sie und fragte:

»Mrs Cooperman?«

»Ganz recht«, erwiderte Ruth in einem Ton irgendwo zwischen betont munter und äußerst gereizt. »Ist Fern Douglas da? Sie hat gesagt, dass sie die Schlüssel im Briefkasten hinterlegt ...«

»Ja, ich weiß, Entschuldigung, aber Sie können erst morgen einziehen. Sie hat ein Zimmer im Beach Rose Inn für Sie reserviert.«

Wie bitte? »Ich möchte mit Fern sprechen. Ist sie da?«

»Nein«, antwortete die Frau.

»Wissen Sie, wie ich sie erreichen oder wo ich sie finden kann?«

»Nein«, wiederholte die Frau. »Aber ich kann Ihnen sagen, wie Sie zum Hotel kommen.«

## Kapitel zwei

Elise Douglas hielt sich für eine Teamplayerin. In einer Ehe war das eine unerlässliche Eigenschaft. Und wäre sie an diesem Spätfrühlingsmorgen gefragt worden, was das Wichtigste in ihrem Leben sei, hätte sie ohne zu zögern geantwortet: »Meine Ehe.«

Wäre sie allerdings nach dem Zweitwichtigsten in ihrem Leben gefragt worden, hätte sie vermutlich geantwortet: »Mein Zuhause.« Und genau da lag das Problem. Mit viel Glück hatten sie nach langem Suchen ein wunderschönes Haus aus dem achtzehnten Jahrhundert gefunden, Shell Haven. Sie hatten drei Jahre in Provincetown gelebt, als sie eingezogen waren und angefangen hatten, es mit viel Liebe zu renovieren. Sie hatten vorgehabt, hier eine Familie zu gründen. Und jetzt, zwei Sommer später, würden sie wieder ausziehen.

»Nur vorübergehend«, hatte Fern sie getröstet.

»Für den ganzen Sommer!«

»Und wenn schon! Dafür bekommen wir eine hübsche Summe als Miete.«

Fern hatte natürlich recht. Sie war in jeder Situation geradezu unglaublich pragmatisch. Elise empfand die Vermietung ihres Hauses als persönlichen Verlust, so als würden sie sich für ein paar Monate von einem Teil ihres Lebens trennen. Für Fern hingegen handelte es sich um eine rein geschäftliche Angelegenheit.

Wenn sie sich etwas in den Kopf gesetzt hatte, war ihr mit Argumenten nur schwer beizukommen. Und deshalb hatte Elise die Sache mit der Hausvermietung schlichtweg verdrängt, seit der Plan vor ein paar Monaten gefasst worden war. Anstatt auch nur eine Sekunde darüber nachzudenken, tat sie so, als wäre alles in bester Ordnung.

Aber jetzt war der Tag des Auszugs gekommen.

Eigentlich hätten sie das Haus schon am Vortag räumen und ihrer Mieterin in tadellosem Zustand hinterlassen sollen. Aber Elise hatte unbedingt noch eine Nacht in ihrem Heim verbringen wollen, und Fern

hatte eingewilligt. Sie hatten im Gästezimmer geschlafen und waren früh aufgestanden, damit sie das Bett frisch beziehen und einen letzten Blick in jedes Zimmer werfen konnten, ob sie nicht etwas vergessen hatten. Elise musste zugeben, dass es überaus großzügig von Fern gewesen war, ihr ihren Wunsch zu erfüllen. Und sie musste zugeben, dass *Fern* die Teamplayerin war.

Es war Zeit loszulassen, keine Frage. Aber als sie an diesem Morgen beobachtet hatte, wie Fern die Ersatzschlüssel holte und für ihre Mieterin im Briefkasten hinterlegte, war das Fass übergelaufen. Sie hatte in den vergangenen zwölf Monaten auf so viel verzichtet. Auf sehr viel sogar. Sie wollte nicht auch noch ihr Zuhause verlieren.

Also hatte sie gewartet, bis Fern zur Arbeit gegangen war. Dann war sie auf die Veranda hinausgetreten, wo sie einen Moment blinzelnd in der Sonne stand. Nach kurzem Zögern war sie zum Briefkasten an der Seite des Hauses gegangen, hatte hineingegriffen, nach den Schlüsseln getastet, sie herausgenommen und in die Tasche ihres Kleids fallen lassen.

Sie war nicht stolz auf das, was sie getan hatte. Als sie sich auf den Weg zu ihrem Teeladen machte, wurde ihr klar, dass sie vielleicht zu weit gegangen war. Aber das ließ sich jetzt nicht mehr ändern, sie musste zur Arbeit und war ohnehin schon zu spät dran.

Sie stieg die Stufen zum Eingang des zweigeschossigen Hauses im Kolonialstil in der Commercial Street hinauf. Vor genau einer Woche hatte Tea by the Sea eröffnet.

Seit mehr als zehn Jahren hatte Elise von einem eigenen Teeladen geträumt. In ihren Zwanzigern hatte sie als Bedienung in verschiedenen Restaurants in Boston Seaport, einem trendigen Viertel, gearbeitet, von denen eines eine kleine Auswahl an Teespezialitäten anbot. Da war ihr zum ersten Mal bewusst geworden, dass Tee genauso wenig gleichbedeutend mit Lipton war wie Kaffee mit Folgers. Sie begann, Teepausen in ihren langen Arbeitstag einzubauen. Das Teetrinken zwang sie zu Achtsamkeit und half ihr, sich zu entspannen. Sie lernte alles über die vielen unterschiedlichen Teesorten – den samtigen weißen Tee, den erdigen Geschmack von grünem Tee, die komplexen Aromen des Oolong-Tees.

Sie hätte nie gedacht, dass der Traum von einem eigenen Teeladen Wirklichkeit werden würde. Es war Fern, die es möglich gemacht hatte.

Alle Wände des Ladens waren weiß gestrichen, an den mit gehämmertem

Blech verkleideten Decken hingen Ventilatoren, die Regale waren gefüllt mit ihren eigenen Rezepturen von naturbelassenen, handgemachten Tees, und ganz hinten befand sich ein langer, weißer Ladentisch. Auf der einen Seite standen zwei große Sessel vor den Panoramafenstern mit freiem Blick auf die Bucht. Und im ganzen Raum duftete es fruchtig nach Tee.

Beim Anblick dessen, was sie da gemeinsam auf die Beine gestellt hatten, wurde Elise erst richtig bewusst, wie schäbig ihr Verhalten gewesen war. Sie konnte förmlich spüren, wie die Hausschlüssel in ihrer Tasche glühten.

Sie hatte aus einem Impuls heraus gehandelt, und jetzt musste sie die Angelegenheit in Ordnung bringen. Sie musste Fern alles beichten.

Aber Fern war beschäftigt. Sie saß am Fenster, einen Notizblock auf dem Schoß, und interviewte eine weitere Bewerberin für den Teilzeitjob, den sie ausgeschrieben hatten. Die junge Frau war mit eleganter Bluse, pastellfarbenem, bedrucktem Rock und passenden Ballerinas für einen Nachmittag in P’town, wie die Einheimischen ihre Stadt nannten, viel zu schick angezogen, auch wenn es sich um ein Vorstellungsgespräch handelte.

Es war jedes Jahr um diese Zeit das Gleiche: Junge Leute fluteten in die Stadt, um den Sommer hier zu verbringen, und viele von ihnen suchten einen Job in den kleinen Geschäften oder Restaurants, die in den langen Wintermonaten von den Inhabern und deren Angehörigen geführt wurden. Fern hatte in den vergangenen zwei Wochen Gespräche mit fast zwei Dutzend Frauen um die zwanzig geführt. Ein paar waren darunter gewesen, die sie genommen hätte, aber die Bewerberinnen hatten sich letztlich für eine Stelle in einem der Lokale entschieden, weil sie dort bessere Trinkgelder erhielten.

Fern stand auf und verabschiedete die Bewerberin mit einem Händedruck. Die junge Frau lächelte Elise im Hinausgehen schüchtern zu.

»Und, wie ist es gelaufen?«, fragte Elise. »Sie kommt mir irgendwie bekannt vor.«

»Wir haben sie vergangenes Jahr getroffen, als wir einen Stand auf dem Bauernmarkt hatten. Sie heißt Cynthia. Ihre Familie wohnt in Chatham, aber sie will den Sommer hier verbringen. Das mit dem Trinkgeld stört sie nicht, wenn sie auf genug Stunden kommt.« Sie sah Elise lächelnd an. »Mal sehen.«

Fern stieg auf einen Stuhl und schrieb den Eistee des Tages auf die Tafel über dem Ladentisch: *Chai Tide*. Das war eine Mischung aus Schwarztee

und Gewürzen wie Kardamom, Zimt, Fenchel, Ingwer, schwarzem Pfeffer und Nelken.

Elise runzelte die Stirn. »Ich dachte, heute soll es den Pfirsich-Ingwer-Tee als Tagesangebot geben.«

»Davon haben wir nicht mehr genug.«

»Hör mal, ich muss dir was sagen«, begann Elise. Sie kletterte auf den Ladentisch, sodass sie sich in Augenhöhe mit Fern auf dem Stuhl befand. Sie nahm ihr die Kreide aus der Hand und malte ein großes Herz auf die Tafel. »Ich liebe dich.«

Fern lächelte. »Ich liebe dich auch. Und jetzt wisch das wieder weg, damit Platz für das Tagesmenü ist.«

»Weißt du, ich habe wirklich geglaubt, ich wär so weit, dass ich das Haus heute an unsere Mieterin übergeben kann. Aber ich habe das Gefühl, ich brauche noch ein bisschen mehr Zeit. Das ist eine große Umstellung. Und da, na ja, da habe ich etwas gemacht, das ...«

»Elise, mir ist klar, dass das ein hartes Jahr war. Aber versuch doch, ein bisschen positiver zu sein. Sieh dir nur diesen wunderschönen Laden an! Lass es gut sein. Bitte.«

Elise nickte und musste kräftig schlucken. Mit einer raschen Handbewegung wischte sie das Herz von der Tafel. Bevor sie noch etwas sagen konnte, klingelte die Ladenglocke, und herein kam Clifford Henry, der Immobilienmakler. Er war ein jugendlicher Mann in den Vierzigern, mit strahlend blauen Augen und braunen, nach hinten gegelten Haaren mit vielen hellen Strähnchen.

Clifford Henry, der die Vermietung ihres Hauses an Ruth Cooperman vermittelt hatte.

Elise brach der Schweiß aus.

»Meine Tee-Diven! Was duftet hier denn so köstlich?«

»Das ist unser Erdbeertraum. Ein grüner Sencha mit kleinen, getrockneten Erdbeerstückchen darin«, antwortete Fern. »Möchten Sie eine Tasse?«

»Sehr gern. Gekühlt, bitte. Nun, meine Damen, wir haben ein Problem, nicht wahr?«

»Was für ein Problem?« Fern stieg vom Stuhl herunter.

»Ich hatte gerade eine unerfreuliche Unterhaltung mit Ruth Cooperman«, sagte Clifford. »Sie ist im Hotel und wartet darauf, dass ich die

Angelegenheit kläre. Ich denke, das sollten wir tun, was meinen Sie?«

Fern wandte sich Elise zu. Clifford sah Elise an.

Elise kletterte vom Ladentisch herunter, nahm die Hausschlüssel aus ihrer Tasche und schob sie Clifford hin.

Ruth schleppte ihren Koffer eine weitere Treppe zu einer weiteren Veranda hinauf. Sie musste zugeben, dass das Beach Rose Inn, ein dreigeschossiges, mit grauen Schindeln verkleidetes Haus, dessen breite Treppe zu einer ringsherum führenden Veranda führte, ganz bezaubernd war, aber *sie war definitiv nicht in der Stimmung*.

Ihrer Meinung nach hatte ihr Makler die Angelegenheit verharmlost, anstatt sich angemessen empört zu zeigen.

»Da liegt sicher nur ein Missverständnis vor«, hatte er gemeint, als sie ihn in seinem Büro aufgesucht hatte. »Die Saison fängt gerade an, und da geht es manchmal ein bisschen chaotisch zu. Kein Grund zur Besorgnis. Ich kümmere mich darum.«

Das wollte sie auch hoffen, bei der Miete, die sie für das Haus zahlte.

Als sie die Tür öffnete, wäre sie fast über einen schokoladebraunen Labrador gestolpert, der sich zum Schlafen unmittelbar hinter den Eingang gelegt hatte. Auf der anderen Seite der Lobby stand eine junge Frau barfuß auf einem Tritthocker und hängte einen Spiegel mit Mosaikrahmen auf.

»Das ist zu hoch, Rach«, sagte der Mann neben ihr.

Die Frau drehte sich um. Ihre langen, goldbraunen Haare schwangen ihr über die Schulter. Sie streckte die Hand aus, und der Mann reichte ihr einen Nagel.

»Nein, das ist genau in Augenhöhe«, sagte sie.

»In welchem Universum ist das Augenhöhe? Du stehst auf einem Hocker.«

Der Blick der Frau fiel auf Ruth. »Oh, hallo! Kann ich Ihnen helfen?« Sie stieg von dem Tritthocker.

Ruth, die mittlerweile völlig erschöpft war, ließ den Griff ihres Koffers los und sank auf eine Ottomane. Die Lobby war gemütlich und einladend eingerichtet: weiße Wände und viel Holz, gerahmte Schwarz-Weiß-Drucke mit Ansichten des historischen Provincetown, hellgraue Sofas an einem weißen Korbtisch, dazu dekorative Akzente wie kupferne Kerzenständer, mit

Muscheln gefüllte Glasgefäße, ein großes Bücherregal mit abgegriffenen Hardcover-Bänden und Taschenbüchern, deren Ecken ganz verbogen waren. Das Erstaunlichste aber waren die Mosaiken aus Fliesen, Steinen oder Muscheln. An einer Wand hing ein großer Seestern aus Buntglasstückchen. Eine wunderschöne Arbeit. »Man hat mich hierhergeschickt. Ich soll nach Amelia fragen«, sagte sie mit matter Stimme.

Die Frau und der Mann wechselten einen Blick.

»Ich bin Rachel Duncan, Amelias Enkelin. Sie hat mir gar nicht gesagt, dass heute ein Guest ankommt.« Mit einer Handbewegung zu dem Mann hin, der es übernommen hatte, den Spiegel aufzuhängen, fügte sie hinzu: »Das ist mein Mann Luke.«

Er stieg von dem Tritthocker und lächelte Ruth zu. Er war ungefähr Mitte dreißig, hatte rötlich-braune Haare und funkelnde blaugrüne Augen.

Er gab Ruth die Hand. »Freut mich.«

»Äh, ja, aber ich werde nicht hier wohnen«, erwiderte Ruth. »Ich habe ein Haus gemietet, aber da gibt es offenbar ein Missverständnis.«

Wieder wechselten die Frau und ihr Mann Blicke.

»Ich glaube, da sprechen Sie lieber mit ...«, begann Rachel.

»Komme schon, komme schon«, rief eine Stimme von irgendwoher. Und dann trat eine alte Frau in die Lobby. Obwohl sie wirklich sehr alt war, ging sie mit energischen Schritten auf Ruth zu. Sie hatte lange weiße Haare und zahllose Runzeln und Falten und trug ein Sommerkleid, das grün und lila gebatikt war. Als sie Ruth zulächelte, blitzte der Schalk aus ihren dunklen Augen. »Sie sind sicher Ruth. Ich bin Amelia.«

»Ich habe gerade gesagt, dass hier ein Missverständnis vorliegt.«

»Ja, ja, das wird sich alles aufklären«, beschwichtigte Amelia. »Aber jetzt kommen Sie erst einmal, ich habe eine Kleinigkeit zu essen gerichtet.«

Ruth akzeptierte die Tatsache, dass ihr die Kontrolle über diesen Tag vollständig entglitten war. Resigniert folgte sie Amelia in den Garten hinter dem Haus. Eigentlich hätte sie sich nicht über diese unerwartete Entwicklung wundern dürfen. Provincetown war eine eigenwillige, ungewöhnliche Stadt. Hier waren nicht nur die Pilgerväter an Land gegangen, hier tummelten sich auch Künstler und Exzentriker. Im Lauf der Jahrzehnte hatte die Stadt ihren eigenen, einzigartigen Rhythmus, ihre eigenen Regeln entwickelt. Es herrschte eine friedliche, herzliche Atmosphäre, die gleichzeitig durchdrungen war von dem Gefühl, dass alles

passieren konnte.

Vor ihnen erstreckte sich die sonnengespenkelte Bucht. Da und dort konnte man Segelboote sehen. Der Garten, in dessen Mitte ein langer Holztisch stand, grenzte an den Strand. Auf dem Tisch standen ein Krug Eistee, eine Kaffeekanne, einige kleine Döschen, ein paar Kaffeebecher, Gläser in hellen, durchsichtigen Farben und ein Brotkorb.

Ruth setzte sich mit Blick aufs Wasser an den Tisch und schenkte sich Kaffee ein. Sie brauchte dringend eine kleine Stärkung, deshalb bediente sie sich ganz ungeniert. Amelia reichte ihr den mit einer Stoffserviette abgedeckten Brotkorb. Der gelbe Brotlaib unter der Serviette war zur Hälfte in dicke Scheiben aufgeschnitten.

»Broa«, erklärte Amelia. »Portugiesisches Maisbrot. In den Döschen sind Butter und Marmelade, aber ich finde, ohne alles schmeckt es am besten.«

Ruth nahm sich eine Scheibe heraus und biss hinein. Das Brot hatte einen vollen, buttrigen Geschmack, war aber nicht zu süß. »Ich danke Ihnen für Ihre Gastfreundschaft«, sagte sie, »aber ich werde nicht hierbleiben. Ich habe ein Ferienhaus gemietet, in das ich heute einziehen werde. Das heißt, eigentlich bin ich schon eingezogen. Ich habe meine Sachen hierherschicken lassen, aber als ich heute Morgen ins Haus wollte, waren die Schlüssel nicht am vereinbarten Platz. Ich warte nur, bis mein Makler die Angelegenheit geklärt hat.«

»Das Haus von Fern und Elise. Hab's schon gehört. Ein wunderschönes Anwesen.«

»Da bist du ja«, rief ein Mann von der Veranda her. Eine große blaue Kühlbox in der Hand, durchquerte er den Garten. Ruth straffte sich unwillkürlich. Der Mann war um die dreißig, hatte volles, dunkles Haar, scharf geschnittene Züge und ausdrucksvolle dunkle Augen. »Zwei Dutzend Austern frisch aus dem Wasser. Wie gewünscht.«

»Du bist ein Schatz, Marco«, sagte Amelia.

»Gern geschehen.« Er gab ihr einen Kuss auf die Wange, stellte die Kühlbox ab und streckte Ruth die Hand hin. »Marco Barros.«

Ruth ergriff seine Hand und bemühte sich, nicht wie ein Teenager zu strahlen. »Ruth Cooperman.«

»Sie hat das Haus von Fern und Elise den Sommer über gemietet«, sagte Amelia.

»Freut mich, Sie kennenzulernen. Ich muss weiter, Amelia. Mein Vater hat

mir gerade geholfen, ein paar Käfige raufzuziehen. Du kannst dir nicht vorstellen, wie die aussehen.«

»Schlimmes Frühjahr?«

»Ideal war's nicht gerade. Aber ich komm schon klar.«

»Davon bin ich überzeugt. Grüß deine Mutter von mir.«

Als er fort war, sagte Amelia: »Marcos Familie gehört die Werft. Vor ein paar Jahren hat er mit der Austernzucht angefangen. Seine Schwester hat gerade das erste Jahr in Princeton absolviert. Es sind gute Kinder.«

Ruth nickte.

»Haben Sie Kinder?«

Die Frage brachte Ruth aus der Fassung. Sie blickte auf ihren Kaffeebecher und drehte ihn in den Händen. »Ja. Eine Tochter. Olivia.«

»Wird sie Sie besuchen kommen?«

»Nein«, antwortete sie knapp. Sie brachte es nicht über sich, Amelia zu gestehen, dass sie seit Monaten nicht mehr mit ihrer Tochter gesprochen hatte und dass ihre letzte Unterhaltung kurz und oberflächlich gewesen war. Olivia wusste nicht einmal, dass ihre Mutter nach Provincetown gezogen war.

Ruths Handy piepte. Eine SMS von Clifford Henry war eingegangen:

Ich habe die Hausschlüssel. Wir treffen uns vor Shell Haven.

Wunderbar. Keine Zeit für Sentimentalitäten. Oder weitere Gespräche. Sie stand auf und verabschiedete sich.

Ihr Haus wartete auf sie.

## Kapitel drei

Es war kurz nach acht Uhr morgens, als Olivia Cooperman durch die schweren Türen des Art-déco-Bürogebäudes in Tribeca trat. Sie schob ihren Ausweis in den Schlitz am Drehkreuz und lächelte dem Mann vom Sicherheitsdienst zu.

In den letzten acht Jahren hatte sie mehr Zeit in der Sixth Avenue 32 verbracht als in ihrer Wohnung. Und immer noch verspürte sie ein erregendes Prickeln, wenn sie die imposante Eingangshalle mit der aus Fliesen bestehenden Weltkarte betrat, den Mosaikdecken, den vielen hastenden Menschen, die in eins der siebenundzwanzig Stockwerke voller Firmen, Radiosendern, Modelabels, PR-Agenturen unterwegs waren oder von dort kamen. Olivia fuhr in den zweiundzwanzigsten Stock hinauf, wo HotFeed, eines der landesweit größten Unternehmen im Bereich Promi-Social-Media-Management, seine Geschäftsräume hatte. Sie leitete ein Team von zwanzig Leuten, die die Accounts von Filmstars, Sportlern, Reality-TV-Stars und Musikern managten.

Letzte Woche hatte HotFeed den Shootingstar aus einer Netflix-Serie als Kunden gewonnen. Die blutjunge Schauspielerin war ein einziges Mal mitsamt ihrem Gefolge von Agenten und Publicity-Managern im Büro erschienen. Jetzt warteten Olivia und ihre Kollegen gespannt darauf, welcher Account-Manager die Zusage erhalten würde.

Olivia wünschte sich sehnlichst, dass sie den Traum-Auftrag bekommen würde.

Während viele ihrer Freunde Hochzeiten, Umzüge in einen Vorort und die Gründung einer Familie planten, lebte Olivia mit ihren dreißig Jahren ausschließlich für ihre Arbeit.

»Man kann berufstätig sein und trotzdem ein Privatleben haben, weißt du«, hatte eine Freundin neulich bei einem Drink zu ihr gesagt. Eine Freundin, die seit Kurzem einen Diamantring am linken Ringfinger trug.

»Der Mythos, dass man alles haben kann, ist meines Wissens widerlegt worden«, hatte Olivia erwidert. Jedenfalls galt das uneingeschränkt für ihr

eigenes Leben. Das jüngste Opfer ihrer Karriere war ihre Beziehung zu einem Banker namens Ian Brooks. Nach zwei Jahren hatte er ihr letzte Woche beim Abendessen im Blue Hill den Laufpass gegeben.

»Ich hoffe, du und dein Handy werdet sehr glücklich miteinander«, hatte er gemeint und war gegangen.

Beruf- und Privatleben in ein gesundes Gleichgewicht zu bringen war praktisch unmöglich – das war ihr schon als Kind schmerzlich klar geworden. Sie hatte es ihrer Mutter immer übel genommen, dass ihr das Geschäft über alles ging. Ruth Cooperman hatte von früh bis spät gearbeitet. Sie hatte nie die Zeit gehabt, eine von Olivias Schulaufführungen zu besuchen oder einen Kuchen für eine Spendenaktion zu backen. Sie hatte sich meistens nicht einmal Gedanken gemacht, was sie zum Abendessen kochen sollte. Um all diese Dinge hatte sich ihr Vater gekümmert. Olivia hatte sich geschworen, nicht den gleichen Fehler zu begehen: Falls sie einen Beruf hätte, der sie stark in Anspruch nahm, würde sie auf Kinder verzichten. Für Olivia stand die Karriere nicht an erster Stelle, sondern an einziger.

Sie hatte gedacht, sie habe das Ian von Anfang an klargemacht.

»Guten Morgen, Dakota«, grüßte sie ihre Assistentin, die bereits an ihrem Platz vor Olivias mit Glaswänden abgeteiltem Büro saß. Olivia hatte sie vor einem guten Jahr eingestellt, als sie frisch von der NYU gekommen war. Dakota hatte einen Abschluss in Kommunikationswissenschaft, ein Tattoo von Dorothy Parker auf der linken Schulter und das Talent, am laufenden Band kreative Hashtags zu erstellen.

»Hey«, sagte Dakota. Sie kaute auf der Kappe ihres Stifts herum. »Die sind für Sie abgegeben worden.«

Olivia hatte die Blumen bereits entdeckt. In einer langen, rechteckigen Vase waren exotische Blumen so arrangiert worden, dass die Blütenblätter gleichsam auf der Wasseroberfläche schwieben. Sie begann, einen Popsong, den sie in der U-Bahn auf dem Weg ins Büro gehört hatte, leise vor sich hin zu summen. Da musste jemand erfahren haben, dass sie das Account ergattert hatte und wollte ihr gratulieren. Oder aber die Glückwünsche kamen von demjenigen, der das Account vergeben hatte.

Endlich! Endlich machte sich die harte Arbeit, machten sich die vielen persönlichen Opfer bezahlt. Es hatte sich gelohnt, ganz egal, was andere dachten.

Sie schloss die Tür zu ihrem Büro und öffnete lächelnd den beigelegten kleinen weißen Umschlag.

*Nicht böse sein! Xoxo Jessica*

Wie bitte? Sie hob den Blick und schaute auf die Bürowaben hinaus. Neben Dakota hatte eine weitere Assistentin ihren Platz, Jessica. Jessica war jung, Jessica war cool, Jessica ... kriegte das neue Account?

Olivia hatte Herzklopfen. Sie schrieb Dakota eine Nachricht.

Kommen Sie bitte mal zu mir?

Ihr Telefon und einen firmeneigenen, rasierklingendünnen Laptop in den Händen huschte Dakota herein.

»Machen Sie die Tür zu. Was haben Sie über Jessica gehört?«

»Sie ist befördert worden. Und man hat ihr das neue Account zugesprochen. Ich dachte, Sie wüssten das.«

Olivia schüttelte den Kopf. »Das ergibt doch keinen Sinn«, murmelte sie.

»Na, irgendwie schon«, sagte Dakota zögernd.

»Wie meinen Sie das?« Olivia hatte einen trockenen Mund. Sie arbeitete seit acht Jahren in der Firma; Jessica war gerade einmal achtzehn Monate hier.

»Na ja, sie hat die meisten Instagram-Follower in der ganzen Firma«, erwiderte Dakota in einem Ton, als hätte ihre Chefin da von selbst draufkommen müssen.

»Richtig«, stieß Olivia hervor, während sich ihre Gedanken überschlügen. *Alles in Ordnung*, sagte sie sich im Stillen. *Du schaffst das schon*. Probleme im Job? Da gab es nur eine Lösung: noch härter arbeiten.

\*

Elise und Fern schlossen den Laden um sechs, zogen sich nach oben zurück und gingen früh zu Bett.

Die Einzimmerwohnung über dem Teeladen hatte im Gegensatz zu den Geschäftsräumen mit ihren wunderschönen Stuckarbeiten und der filigranen Decke aufwendig renoviert werden müssen. Im Winter hatten sie

die elektrischen Leitungen und sämtliche Rohre erneuern, die Wände frisch verputzen und die Böden abschleifen lassen. Aber die Schlafzimmerschränke waren erst vor ein paar Tagen angeliefert worden.

Es war ihre erste Nacht in ihrer Sommerunterkunft, und das Bett fühlte sich ungewohnt an.

Elise klappte den Essayband zu und legte ihn auf das Nachttischchen neben die blaue Kerze, die sie passend zum Farbton der Wände – saphirbeerenblau – gekauft hatte. Im Laden hatte man ihr erklärt, die Kerze begünstige Heilung, Vergebung, Treue, Glück sowie eine bessere Kommunikation.

*Heute wird es mehr brauchen als eine Kerze,* dachte Elise.

Sie zündete sie trotzdem an.

Auf ihrer Seite des Betts blätterte Fern in einer Kurzgeschichtensammlung. Aber sie konnte sich genauso wenig auf das Gelesene konzentrieren wie sie selbst. Seit dem Nachmittag hatten sie kein Wort miteinander gesprochen.

»Findest du, das Blau ist zu blau?«, fragte Elise, um das Eis zu brechen. Sie hatte die Farbe ausgesucht, und obwohl Fern in Sachen Inneneinrichtung eher konservativ war, hatte sie nicht widersprochen. Sie hatte Elise weitgehend freie Hand bei der Gestaltung der Wohnung gelassen, weil sie hoffte, das werde ihr über die Vermietung ihres Hauses hinweghelfen.

Fern schlug ihr Buch zu und sah sie an. »Wollen wir nicht mal darüber reden, was heute passiert ist?«

Elise seufzte. »Es tut mir leid. Das hab ich schon eine Million Mal gesagt. Das war ein Anfall geistiger Umnachtung.« Sie griff nach Ferns Hand, und Fern ließ es zu. Das war ein gutes Zeichen.

»Wir haben einen Mietvertrag abgeschlossen. Der ist bindend«, sagte Fern. »Mit dem, was du getan hast, hast du gegen alle unsere Vereinbarungen verstößen.«

Elise nickte. Die Eröffnung des Teeladens war ein finanzielles Wagnis, und die Einnahmen aus der Vermietung des Hauses stellten eine Art Rückversicherung dar, zumal ihnen das Gebäude, in dem sich der Laden befand, nicht gehörte, sondern sie Miete zahlen mussten. Ihr Haus Feriengästen zu überlassen war eine geschäftlich kluge Entscheidung.

Aber Shell Haven war kein Renditeobjekt. Es war ein Stück Heimat. Es war nie einfach nur ein Haus gewesen. Es war für sie beide der erste Schritt

auf dem Weg zur Gründung einer Familie.

Ihr Entschluss, nach Provincetown zu ziehen, hatte nichts mit der wunderschönen landschaftlichen Lage zu tun gehabt oder mit der Tatsache, dass die Stadt zu den ältesten Künstlerkolonien des Landes gehörte. Auch nichts damit, dass es auf der Commercial Street eine einzige Verkehrsampel gab (wenn man das Blinklicht an der Kreuzung Commercial und Bradford nicht mitzählte). Und es hatte weder mit dem Literatur- noch mit dem Filmfestival zu tun gehabt, weder mit dem Naturschutzgebiet noch mit den Hummerbrötchen im Restaurant The Canteen.

Der Grund für ihren Entschluss war ein ganz anderer: Hier konnten sie als lesbisches Paar leben, ohne dass jemand sie jemals schief ansah.

Ihr Traumhaus hatten sie also gefunden, aber in einem anderen Punkt hatten sie nicht so viel Glück. Die erste In-vitro-Behandlung schlug fehl. Die zweite endete in einer Fehlgeburt, die dritte ebenfalls.

Ihre Ärztin, eine Spezialistin in Boston namens Dr. Sparrow, deren schmächtige, vogelähnliche Gestalt ihrem Namen – »Spatz« – alle Ehre machte, sprach ihnen immer wieder Mut zu. Für Elise waren ihre Worte das Evangelium. Doch es wollte einfach nicht klappen.

Die hormonelle Achterbahnfahrt nahm Elise so sehr mit, dass sie sich selbst nicht wiedererkannte. Sie fühlte sich von ihrem Körper im Stich gelassen, weil er nicht imstande war, ein Kind auszutragen. Und ihre Beziehung zu Fern glich immer mehr einer Geschäftsbeziehung, in der die Partner sich abmühten, ein zum Scheitern verurteiltes Unternehmen auf den Weg zu bringen. Sie waren beide unglücklich.

»Das reicht jetzt«, sagte Fern nach der zweiten Fehlgeburt.

»Ja, machen wir eine Pause«, pflichtete Elise ihr bei.

»Nein, keine Pause. Jetzt ist Schluss.«

Sie wollte es nicht einmal mehr versuchen. Anfangs empfand Elise diese Entschlossenheit als Erleichterung. Sie selbst war psychisch viel zu ausgelaugt, um rationale Entscheidungen zu treffen.

Nach ein paar Monaten, als sie wieder klarer denken konnte, schlug sie vor, dass Fern sich künstlich befruchten lassen solle.

»Elise, ich hab's ernst gemeint. Wir können nicht so weitermachen, sonst sind wir bald am Ende, sowohl finanziell als auch körperlich. Wir haben es versucht, es hat nicht geklappt. Wir müssen lernen, mit dem zu leben und glücklich zu sein, was wir haben. Uns.«

»Aber wir wollten doch immer ein Kind!«

»Das liegt nicht in unserer Macht.«

»Wie kannst du einfach so aufgeben! Und was ich will, zählt gar nicht?«

Fern wollte nichts mehr davon hören. Am Valentinstag hatten sie beim Abendessen in Napi's Restaurant das letzte Mal darüber gesprochen. Der Abend endete im Streit, und sie waren in eisigem Schweigen zu Bett gegangen. Es gab eine Zeit, da stand ihre Beziehung deswegen auf der Kippe. Aber sie überwanden die Krise. Und jetzt schliefen sie in ihrem neuen Schlafzimmer über dem Teeladen. Umgeben von leuchtend blauen Wänden.

»Es tut mir leid«, sagte Elise noch einmal.

Fern legte den Arm um sie und drückte sie. »Und nur damit du's weißt: Die Farbe gefällt mir. Ich meine, wie kann einem eine Farbe, die Saphirbeerblau heißt, nicht gefallen? Und wenn wir uns einen Hund anschaffen, bin ich dafür, dass wir ihn Saphirberry nennen!«

Vergangenes Jahr hatten sie auch darüber gesprochen, einen Hund ins Haus zu holen. Noch so ein Trostpflasterchen.

*Du musst positiv denken*, sagte sich Elise. Sie beugte sich zur Seite und blies die Kerze aus. »Weißt du, was hier noch fehlt? Ein Mosaik. Wir sollten Amelia eins abkaufen.« Das war der Beweis, dass sie die Veränderung akzeptierte. Sie machte sich Gedanken. Sie steuerte Ideen bei.

Fern lächelte. »Ich weiß was Besseres. Du besuchst ihren Kurs und machst dann selbst eins. Das wäre doch ein schöner Zeitvertreib für dich.«

Amelia Cabral gab Mosaikkurse in ihrem Atelier im dritten Stock des Beach Rose Inn. Sie hatte vor drei Jahren damit angefangen, kurz nachdem ihr Mann gestorben war.

Ja, Elise würde im Teeladen arbeiten und einen Mosaikkurs besuchen. Sie würde ihre neue Bleibe dekorieren und als vorübergehende Lösung akzeptieren. Sie würde nach vorn schauen und nicht zurück.

Sie würde es Fern zuliebe machen.

## Kapitel vier

Ruth hatte die erste Nacht in Shell Haven bei offenen Vorhängen geschlafen, weil sie den Tag mit einem Blick auf die Bucht begrüßen wollte.

Sie war bei Tagesanbruch aufgestanden, in ihren Morgenmantel geschlüpft und ans Fenster getreten. Der Himmel war blau, und die Häuser auf der anderen Straßenseite wurden blassrosa angestrahlt. Dieses spektakuläre, beinah überirdische Licht hatte sie erst in Provincetown kennengelernt.

Aber die Szenerie vermochte sie nicht lange zu fesseln. Sie musste immer in Bewegung sein – das war Fluch und Segen zugleich. Sie ging nach unten in die Küche.

Nach ihrer holprigen Ankunft gestern hatte sie die wichtigsten Lebensmittel besorgt (vor allem Kaffee) und ein paar der Kartons, die sie vorausgeschickt hatte, ausgepackt.

Das Haus mit seiner einmaligen Aussicht befand sich in erstklassiger Lage, aber die Küche war ausschlaggebend für ihre Entscheidung gewesen, es zu nehmen. Mit den langen Regalen aus unbehandeltem Holz, auf denen ein buntes Sammelsurium von Schüsseln stand, dem weißen Fliesenboden, dem weißen Geschirrschrank mit seinen Blechtellern, den Schränken mit den Glasfronten und dem rustikalen Holztisch, der Platz für sechs bis acht Personen bot, war sie einer französischen Landhausküche nachempfunden. Clifford Henry hatte ihr erzählt, dass sie in der Provence angefertigt worden war. Die großen Fenster mit Blick auf die hintere Terrasse und den Garten waren aber erst in jüngerer Zeit eingesetzt worden.

Ruth machte sich einen Kaffee, setzte sich an den Tisch und dachte über den vor ihr liegenden Tag nach. Obwohl sie ihre Firma schon vor sechs Monaten verkauft hatte, überkam sie gelegentlich immer noch Panik bei dem Gedanken an die scheinbar endlose freie Zeit, die sie vor sich hatte. *Denk positiv*, ermahnte sie sich. Ruhestand bedeutete nicht das Ende von etwas, es war ein Neuanfang.

Im letzten Winter war ihr allerdings klar geworden, dass es nicht ganz so

einfach war. Der Besuch in einem Nagelstudio hatte sich zu einer echten Zerreißprobe entwickelt.

Zunächst war alles wunderbar gewesen. Im Salon wurde sie vom vertrauten – und befriedigenden – Anblick der in schmalen weißen Regalen aufgereihten Nagellackfläschchen empfangen. Sie selbst hatte diesen Nagellack vor dreißig Jahren kreiert und die Marke Liv, nach ihrer Tochter Olivia, genannt.

Als kleines Mädchen hatte sich Olivia über diesen Kosenamen gefreut. Als Teenager bestand sie darauf, dass Ruth sie mit ihrem vollen Vornamen anredete. Und jetzt erinnerte nur noch das Label einer der führenden Nagellackprodukte im Land an das niedliche Kleinkind.

Ruth überflog die nach Farben und Nuancen sortierten Fläschchen. Sie suchte ein ganz bestimmtes Rot, »Cherry Hill«, die erste Farbe, die sie auf den Markt gebracht hatte und für die sie unverkennbar stand. Als sie die bei den reinen Rottönen nicht fand, suchte sie »Cherry Hill« bei den blauroten, weil sie dachte, sie sei vielleicht versehentlich falsch eingeordnet worden. Nichts.

Als sie sich schließlich an eine Angestellte wandte, erfuhr sie, dass die Farbe aus dem Sortiment genommen worden war.

Wie bitte? Das war unmöglich! »Cherry Hill« war ein Klassiker. Da müsse es sich um ein Missverständnis handeln, beharrte sie. Sie sei nicht die Erste, die nach der Farbe frage, erklärte die Angestellte, deshalb hätten sie sich mit ihrem Lieferanten in Verbindung gesetzt, und der habe ihnen mitgeteilt, dass diese Farbe nicht mehr hergestellt werde.

»Cherry Hill« war das perfekte Rot, ein leuchtendes Rot, das weder ins Orange noch ins Rosa spielte. Es schmeichelte jedem Hautton. Es war ein Bestseller, ein Dauerbrenner. Und, was noch viel wichtiger war, es war, aus sentimental Gründen, ihr persönlicher Favorit. Wie konnten die neuen Firmeneigner die Farbe einfach aus dem Sortiment nehmen?

Diese Entdeckung verstärkte in ihr das Gefühl, dass es ein gewaltiger Fehler gewesen war, die Firma zu verkaufen. Als sie den Vertrag unterschrieben hatte, gaben die Käufer ihr die Zusicherung, dass sie künftig eine Beraterrolle übernehmen werde. Sie hatte nie wieder etwas von ihnen gehört.

Sie versuchte, nicht darüber nachzudenken, die Dinge zu akzeptieren, wie sie waren. Aber wenn die neuen Eigentümer so weit gingen, die Produktion

von »Cherry Hill« einzustellen, würde möglicherweise irgendwann der Tag kommen, an dem ihre Kosmetikmarke, ihr Baby, seine Identität verlieren würde. Und sie konnte nichts dagegen tun.

Diese Erkenntnis war der Auslöser für ihre Suche nach einem neuen Betätigungsfeld gewesen. Sie hatte sich mit großer Energie dem nächsten Abschnitt ihres Lebens zugewandt. Und jetzt, sechs Monate später, war sie in Provincetown. Und dennoch ...

Sie stand auf, ohne ihren Kaffee auszutrinken, und ging wieder nach oben, wo immer noch volle Kartons herumstanden. Sie wusste, in einem davon hatte sie die letzten Fläschchen »Cherry Hill« untergebracht. Sie musste sich unbedingt davon überzeugen, dass sie den Umzug unbeschadet überstanden hatten.

Da sie beim Packen genauso methodisch vorgegangen war wie in allen anderen Lebensbereichen, war der Karton mit dem Vermerk KOSMETIKA/VORRÄTE schnell gefunden. Sie durchtrennte das Klebeband.

Obenauf lag ein in Luftpolsterfolie gewickelter Kosmetikspiegel, wie man ihn in jedem besseren Drogeriemarkt bekommen konnte: ein in Metall gefasster Standspiegel mit Drehmechanismus und Vergrößerungsglas. Doch dieses spezielle Modell war fast fünfzig Jahre alt. Es hatte ihrer Mutter gehört.

Ruth konnte sie noch vor sich sehen, wie sie morgens im Schlafzimmer vor ihrem Frisiertisch saß und ihr »Gesicht auflegte«, wie sie es nannte. Das bedeutete in den Sechzigerjahren, dass man sich die Augen mithilfe von balkendickem schwarzem Eyeliner, hellblauem Lidschatten und falschen Wimpern, die obendrein dick getuscht wurden, so groß wie möglich malte. Ganz fasziniert hatte sie dabei zugeschaut. Ihre Mutter war in ihrer damaligen Vorstellung die schönste Frau der Welt gewesen.

Joan Goldberg war eine liebevolle Mutter, aber eine sehr unglückliche Frau gewesen. Was sie Ruth mit auf den Weg gegeben hatte? »Fang nicht an, jeden Abend ein Essen auf den Tisch zu stellen. Sonst erwartet man von dir, dass du das immer machst.«

Ihre Mutter bekam in der Woche zehn Dollar Taschengeld von ihrem Mann; sie musste warten, bis sie das Geld zusammenhatte, wenn sie etwas kaufen musste. So wollte Ruth nicht leben. Sie schwor sich, dass sie finanziell unabhängig von ihrem Mann sein würde – sofern sie überhaupt heiratete.

Und dann lernte sie Ben Cooperman kennen. Da war sie gerade einmal achtzehn. Vier Wochen nach seinem Collegeabschluss verlobten sie sich.

Ruth legte den Spiegel beiseite und wühlte weiter in dem Karton, bis sie die kleine Schachtel mit dem Sechserpack »Cherry Hill« gefunden hatte. Sie öffnete sie und schüttelte eins der Fläschchen heraus. Was für eine grausame Ironie des Schicksals, dass ausgerechnet das Produkt, das ihr ganzes Leben verändert hatte, als Erstes vom Markt genommen wurde. Als ob das Universum ihr damit sagen wollte: *Das war's. Es gibt kein Zurück mehr.*

Da saß sie nun in diesem wunderschönen Haus, das nicht ihr gehörte, umgeben von Kartons, die ihr ganzes Leben enthielten. Wie konnte man da nicht zurückblicken? Was einem in ihrem Alter blieb, war das Ergebnis jahrzehntelanger Entscheidungen, großer wie kleiner.

Es klingelte. Ruth blickte erschrocken auf. Sie schloss die Schachtel, rieb die Hände aneinander, um den Staub loszuwerden, und ging nach unten zur Haustür. Sie spähte aus dem Fenster. Niemand da. Sie entriegelte die Tür und öffnete sie. Eine Babyschale stand auf der Veranda.

Mit einem schlafenden Baby darin.

Die kleinen Glöckchen an der Schnur über der Ladentür von Tea by the Sea bimmelten. Eine Familie, offensichtlich Touristen, trat ein. Während die Eltern zu dem Regal mit den Teedosen schlenderten, stellten sich die beiden Mädchen im Teenageralter vor das Fenster, um Selfies mit der Bucht im Hintergrund zu machen.

Elise tat tiefe Atemzüge, als sie beobachtete, wie Fern die verschiedenen Teemischungen erklärte und ein paar Dosen öffnete, damit die Kunden das Aroma schnuppern konnten. Tiefe Dankbarkeit erfüllte Elise, Dankbarkeit für ihre Ehe und für diesen Laden, der ihr größter Wunsch gewesen war. Es war besser, nicht mehr an allem anderen zu röhren.

Die wichtigste Entscheidung im Moment war die, ob sie eine Teilzeitkraft einstellen sollten. Einerseits hatten sie das Gefühl, dass sie es allein schafften, andererseits wäre es eine Beruhigung, im Notfall Hilfe zu haben.

»Ich finde, wir sollten diese Cynthia Wesson nehmen«, sagte Elise, als die Touristen fort waren, und schaute kurz von der Dose auf, die sie mit knapp sechzig Gramm einer Blatttee-Fertigmischung füllte. Dann schraubte sie die Dose zu, klebte drei Zettelchen darauf – den Namen der Mischung auf die

Vorderseite und den Deckel, die Ziehdauer und die Wassertemperatur auf den Boden – und band zum Schluss eine marineblaue Schleife drum herum. Das war eine zeitraubende, aber herrlich meditative Arbeit. Das erinnerte sie wieder daran, was sie am Teetrinken am meisten schätzte: Man musste sich dafür Zeit nehmen. »Sie scheint sich ernsthaft für Tee zu interessieren, und sie kennt P’town von unzähligen Besuchen.«

Die Ladenglocke bimmelte erneut. Eine zierliche Frau mittleren Alters trat ein. Sie hatte volle dunkle Haare mit einer weißen Strähne auf einer Seite und glühende schwarze Augen.

»Die böse Hexe vom West End«, brummte Fern. »Seit wann ist die wieder in der Stadt?«

»Sei nicht so gehässig!«, flüsterte Elise. Dann, lauter: »Hi, Bianca.«

Die Frau blickte blinzelnd zu ihnen auf. »Meine Schwägerin hat mir von dem Laden erzählt. Es hat sich viel verändert in dieser Straße. Und nicht zum Besseren!«

»Willkommen zurück. Immerhin hast du den Winter in Florida verbringen können, anstatt hier in der Kälte zu bibbern. Wo wohnst du denn jetzt?«, fragte Elise freundlich.

»Auf der Werft. Wo soll ich denn sonst hin? In das Haus meiner Tochter kann ich ja nicht mehr, das habt ihr beide euch ja unter den Nagel gerissen.«

Elise und Fern wechselten einen Blick. »Pilar hat uns das Haus gern verkauft«, erwiderte Fern.

Nach ihrem Umzug von Boston hierher hatten sie nicht viel Hoffnung gehabt, ein Einfamilienhaus zum Kauf zu finden. Es gab kaum Immobilien, die zu erwerben waren, und wenn, dann handelte es sich um Eigentumswohnungen.

Und so hatten sie in ihrem ersten Sommer zunächst einmal die Erdgeschosswohnung in einem viktorianischen Haus nahe der Conant Street gemietet. So schlimm konnte es doch nicht sein, mit anderen Parteien zusammenzuwohnen, oder?

Wie sich herausstellte, war es sogar sehr schlimm. Die Mitbewohner über ihnen kamen regelmäßig mitten in der Nacht nach Hause, hörten Musik in voller Lautstärke und trampelten über den Parkettboden wie eine Elefantenherde. Die Nachmittage waren auch nicht viel leiser.

Fern und Elise flüchteten auf ein Segelboot, das sie ebenso wie den Liegeplatz bei Barros Boatyard mieteten. Dank Marco wurde das Boot ihr

zweites Zuhause. Manny Barros, sein Vater, hatte die Werft von seinem Vater übernommen und fünfzig Jahre lang geleitet. Marco hatte zudem seine Austernzucht auf einer über achttausend Quadratmeter großen Fläche im Gezeitenbereich begonnen. Das Nutzungsrecht dafür hatte er von Tito bekommen, seinem Onkel väterlicherseits und seinem Paten.

Fern und Elise verbrachten so viel Zeit auf der Werft, dass sie sich mit der Familie Barros anfreundeten. Man lud sie zur Party anlässlich des Unabhängigkeitstags und bald auch zu ein paar Grillfesten an Sonntagabenden ein. Sie lernten Lidia, Mannys Frau, kennen und seine Schwester Bianca. Und Pilar, Bianca Barros' Tochter, suchte in jenem Sommer einen Käufer für ihr Haus.

Bei Austern und Gin auf Mannys Veranda waren Fern und Pilar sich handelseinig geworden. So kam man in Provincetown an ein Haus – durch den Freund eines Freundes eines Freundes. Man musste zur richtigen Zeit am richtigen Ort sein.

»Ihr habt ihr das Haus abgeluchst!«, sagte Bianca jetzt und funkelte Fern zornig an. »Für einen Spottpreis!«

Fern schüttelte den Kopf. »Darf ich dir einen Eistee anbieten? Geht selbstverständlich aufs Haus«, fügte sie hinzu, wobei sie Elise zuzwinkerte.

Bianca ging nicht darauf ein. »Mir ist da ein beunruhigendes Gerücht zu Ohren gekommen. Ihr habt das Haus doch nicht wirklich an eine Touristin vermietet, oder?«

Elise und Fern sahen sich an. »Doch, das haben wir«, antwortete Fern.

»Das ist der Gipfel der Unverschämtheit! Eine Beleidigung für mich und für meine Familie und für alles, wofür dieses Haus steht! Mein Urururgroßvater hat dieses Haus gebaut!«

»Bei allem Respekt, Bianca, aber jetzt gehört das Haus uns, und es ist nichts Schlimmes dabei, es als Ferienhaus zu vermieten.«

»Von euch habe ich nichts anderes erwartet – ihr seid ja praktisch auch bloß Touristen.« Sie warf einen Blick auf die Getränkekarte und schnalzte missbilligend mit der Zunge. »Glaubt ihr im Ernst, dass jemand diesen Wucherpreis für einen Eistee bezahlt?« Damit rauschte sie hinaus.

»Siehst du«, bemerkte Fern mit einem vielsagenden Blick zu Elise hin, »das kommt davon, wenn man nicht loslassen kann. Man verwandelt sich in eine Bianca.«

»Sehr witzig.«